

Zeitschrift

für die

Geschichte des Oberrheins

134. Band

(Der neuen Folge 95. Band)

herausgegeben

von der

Kommission für geschichtliche Landeskunde
in Baden-Württemberg

1986

Verlag W. Kohlhammer GmbH, Stuttgart

86/908

BIBLIOTHEK & INFORMATION
STUTTGART

Staufer, Welfen und Zähringer im Lichte neuzeitlicher Geschichtsschreibung

Von
Hansmartin Schwarzmaier

Geschichtliche Themen haben ihre Konjunkturen und demnach auch ihre Bais-
sen, Zeiten in denen sie nicht gefragt sind, ja nicht einmal gefragt werden kön-
nen. Man kann solche Perioden des Interesses an bestimmten Gegenständen ge-
radezu in Form von Kurven aufzeichnen und hat sich dann zu fragen, wodurch
sie bedingt sind, welche Geisteshaltung dazu geführt hat, daß eine bestimmte
Frage nicht gestellt wurde und welches Anstoßes es bedurfte, um sie zu einem
Zentralproblem werden zu lassen. Der Historiker könnte dies an unzähligen Bei-
spielen belegen, in die er sich selbst einbeziehen muß, hat er doch, wenn er selbst
eine Generation lang forschend gearbeitet hat, auch miterlebt, daß ihm Fragen
wichtig geworden sind, die für ihn vor 30 Jahren noch gar nicht existiert hatten,
mit daraus erwachsenden Erkenntnissen, die ihm damals undenkbar erschienen
wären. Gewiß hängt dies mit der politischen und geistigen Welt zusammen, in der
wir leben. Sie hat sich so rasend schnell verändert, wie zuvor in Jahrhunderten
nicht, und wir haben uns darauf eingestellt¹. Dies betrifft auch das Thema, um das
es im folgenden geht und das im Mittelpunkt einer Karlsruher Veranstaltung des
Jahres 1985 stand, bei der die drei vorausgehenden Vorträge gehalten worden
waren².

Als das „Stauferjahr“ in Baden-Württemberg vorbereitet und besprochen wurde,
in dessen Mittelpunkt die Stuttgarter Stauferausstellung 1977 stehen sollte, hat
einer der anwesenden Wissenschaftler gefordert, man möge doch nicht allein den
Blick auf die Staufer richten, sondern sollte zugleich der „Unterlegenen“ geden-
ken, der Welfen und Zähringer, die genauso viel für die geschichtliche Formung
des deutschen Südwestens getan hätten wie die Staufer³. Dies ist damals im Kreise
der Organisatoren überhaupt nicht verstanden worden oder zumindest nicht gerne
gehört worden, da die politische Motivation des „Stauferfestes“ für die Argu-
mente der Historiker nur teilweise offen war, und auch die Frage, ob die Staufer

¹ Ich habe dies darzulegen versucht in meinem Beitrag: Perspektiven landesgeschicht-
licher Forschung, in: Arbeitsgemeinschaft für geschichtl. Landeskunde 1960—1985 (Karls-
ruhe 1985) S. 43 unter Hinweis auf A. Imhof, Die gewonnenen Jahre (1981) und
Ders., Die verlorenen Welten. Alltagsbewältigung durch unsere Vorfahren — und
weshalb wir uns heute so schwer damit tun (1984).

² Vgl. Vorbemerkung. Mein nachfolgender Beitrag versucht lediglich der Diskussion und
dem vorbereitenden und anschließenden Gespräch entstammende Gesichtspunkte zusam-
menzustellen; für die Einzelbelege wird, wenn möglich, auf die vorangehenden Beiträge
der beteiligten Autoren verwiesen.

³ Prof. G. Haselier, der damalige Präsident der Landesarchivdirektion Baden-
Württemberg bei einer von Ministerpräsident Filbinger geleiteten Vorbereitungsveranstal-
tung des Jahres 1976 im Neuen Schloß Stuttgart.

wirklich die „Sieger“ im Kampf um Herrschaft und Königtum gewesen seien, wurde nicht gestellt⁴, denn aus dem Blickwinkel der Baden-Württemberger von 1977 waren sie es tatsächlich, trotz der *damnatio memoriae*, denen sie nach dem Tod Konradins verfallen sind. Dabei wäre es in der Tat historisch und sogar politisch gerechtfertigt gewesen, ein Geschichtsbild zu entwerfen, das Staufer, Welfen und Zähringer zusammenschließen würde zu einem die schwäbische Geschichte des 12. und 13. Jahrhunderts umgreifenden Bild⁵. Der Grund für die „einphasige“ Geschichtsbetrachtung im Zeichen der Staufer liegt auf ganz verschiedenen Ebenen. Ein „monokausales“ Geschichtsbild ist griffiger und läßt sich einfacher verkaufen als ein differenziertes. Zudem liegt der Hohenstaufen im „Herzen“ Schwabens (des heutigen Bundeslandes Baden-Württemberg)⁶ und bewirkt ein Identitätsbewußtsein, das weder von der Burg Zähringen bei Freiburg aus zu begründen war, noch im Zeichen der Welfen, deren Namen gar keine landschaftlichen Assoziationen hervorruft. Ja, wenn die Welfen „Herzoge von Ravensburg“ gewesen wären, ein Ausdruck, der in den Quellen des 12. Jahrhunderts vorgegeben ist!⁷ Aber mit den Welfen verbindet der Laie die Vorstellung vom „Staat Heinrichs des Löwen“ und seiner fürstlichen Nachfolger in Hannover, Braunschweig und Wolfenbüttel.

Es blieb also 1977 bei den Staufern, deren Wappen demjenigen des heutigen Bundeslandes Baden-Württemberg entspricht, der Königsdynastie, die zudem die Welfen 1191 und die Zähringer 1218 überlebt und teilweise beerbt hat und nach denen das Hochmittelalter, die „Stauferzeit“ in der deutschen Geschichtsschreibung benannt wurde. In Italien und Frankreich spricht man von der „*maison de Souabe*“, der „*casa Sveva*“ als dem vom staufischen Haus dominierten „schwäbischen“ Zeitalter⁸. Unter diesem Blickwinkel sind die Staufer tatsächlich nachträglich zu den „Siegern“ geworden, und der Blick auf das strahlende Rittertum und die höfische Kultur der Stauferzeit macht vergessen, daß die späten Staufer das Land ihrer Vorfahren als Südländer betreten haben, dessen Sprache sie als Fremdsprache gesprochen haben. Den Hohenstaufen haben sie nicht mehr bewohnt,

⁴ Entsprechende „nachdenkliche“ Beiträge kamen erst recht allmählich in der Palette der Stauferartikel: vgl. etwa A. Borst, Reden über die Staufer (Berlin 1978) S. 9 ff.; Wiederabdruck dieses Artikels unter dem Titel: Die staufische Herausforderung, in: Die Zeit der Staufer, Katalog der Ausstellung 1977, Supplementband V (1979) S. 9 ff. Zur Stauferliteratur im Zusammenhang mit dem „Stauferjahr“ vgl. meinen Literaturbericht in: Bll. für deutsche Landesgesch. 117 (1981) S. 525 ff.

⁵ Eine zusammenfassende Arbeit unter diesem Blickwinkel fehlt noch immer. Am nächsten kommt ihr, jedoch ebenfalls unter zeitgebundener Fragestellung, K. Weller, Geschichte des schwäbischen Stammes bis zum Untergang der Staufer (1944), insbes. S. 324 ff.

⁶ Die Identität von „Schwaben“ und Baden-Württemberg wird in zahlreichen Titeln des Jahres suggeriert, so auch bei Th. Eschenburg und U. Frank-Planitz (Hrsg.), Republik im Stauferland (Stuttgart 1977).

⁷ *Dux Welfo de Ravensburc* in mehreren Urkunden 1158, 1167, 1168; zusammengestellt in den welfischen Regesten bei Chr. Fr. Stälin, Wirtembergische Geschichte Teil 2 (1847) S. 276 f.

⁸ K. Schmid, in diesem Beitrag S. 27. Vgl. auch Ders., Welfisches Selbstverständnis, in: Adel und Kirche. Festschrift für G. Tellenbach (1968) S. 389 ff., jetzt in: K. Schmid, Gebetsgedenken und adliges Selbstverständnis im Mittelalter. Ausgewählte Beiträge (1983) S. 424 ff. Ebd. den Aufsatz von K. Schmid, „De regia stirpe Waiblingensium“. Bemerkungen zum Selbstverständnis der Staufer, S. 454 ff., zuerst in ZGO 124 (1976) S. 63 ff.

sind nicht in Lorch, sondern in Palermo, Macerate oder Neapel begraben⁹. Kein „Staufer“, nach Herzog Friedrich II. von Schwaben, hat in Schwaben sein Grab gefunden — während die Grabstätten der Zähringer und Welfen in St. Peter, in Weingarten und Steingaden zumindest dort ihr Gedächtnis wachhalten¹⁰.

Die baden-württembergische Staufer-Ausstellung mit ihren mehr als 600 000 Besuchern, mit einem 5-bändigen Katalogwerk, von dem 80 000 Exemplare verkauft wurden, war in vieler Hinsicht bemerkenswert¹¹. Zum einen war sie eine gelungene Inszenierung einer monumentalen Show von Geschichte vor dem Hintergrund eines vermeintlichen „Verlustes von Geschichte“. Sie leitete eine neue Phase popularisierter und visualisierter Geschichtsdarstellung ein und hat inzwischen viele Nachfolger gefunden. Zum anderen hatte sie, wie schon angedeutet, eine politische Aufgabe: es ging um ein geschichtliches Identifikationsmodell für die Bürger des 1952 — nicht ohne Widerstand — vereinigten, also künstlich geschaffenen Bundeslandes Baden-Württemberg, die „Republik im Stauferstaat“, denen der Hohenstaufen zum historischen Zentrum werden sollte, nachdem der Hohenzollern seine geschichtliche Rolle ausgespielt hatte. Die Historiker hatten sich dieser Idee unterzuordnen, ob sie nun wollten oder nicht, und — gleichgültig ob sie es freiwillig oder unfreiwillig getan hatten — ihre wissenschaftlichen Ergebnisse wurden zu einer beeindruckenden Leistungsschau¹². Erst später, Jahre danach, konnte man sich vergegenwärtigen, wo man in der Eile Lücken überspielt, wo man eine falsche Richtung gegangen war. Dies läßt sich heute korrigieren, und auch hierzu soll dieser Beitrag dienen. Denn die anfangs apostrophierten Gegner der Staufer kamen, wenige Jahre danach, auch zu Wort. Dem half ein Zufall nach.

Noch 1977 hatte man vergeblich nach dem Evangeliar Heinrichs des Löwen geforscht¹³; jener zwar nur in schwarz-weiß-Abbildungen bekannten, aber doch bei den Kunsthistorikern diskutierten Handschrift aus Helmarshausen, deren Spuren sich kurz vor Kriegsende im österreichischen Gmunden verloren hatten¹⁴. Plötzlich war sie wieder aufgetaucht, war um den höchsten Preis, der jemals für eine mit-

⁹ H. Schwarzmaier, Das Ende der Stauferzeit in Schwaben. Friedrich II. und Heinrich (VII.), in: Bausteine zur geschichtlichen Landeskunde von Baden-Württemberg (1979) S. 113 ff.; A. Borst, Die staufische Herausforderung (wie Anm. 4) S. 11.

¹⁰ A. Borst (wie Anm. 4) S. 14.

¹¹ Vgl. den zusammenfassenden Bericht von E. Gerhold-Knittel, in: Die Zeit der Staufer V (1979) S. 621 ff.

¹² Vgl. meinen Anm. 4 zitierten Literaturbericht; ferner H. Boockmann, Die Stuttgarter Staufer-Ausstellung, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 29 (1978) S. 31—38; G. Wunder, Die Zeit der Staufer. Literatur zur Stuttgarter Ausstellung, in: Württ. Franken 62 (1978) S. 197 ff.

¹³ H. Schwarzmaier, Die Heimat der Staufer (1978) S. 119. Noch vor der Auffindung des Evangeliers, während der Staufer-Ausstellung, machte ein Artikel in einer großen Wochenzeitung auf das Evangeliar aufmerksam: E. Kleßmann, Wo blieb das Evangeliar Heinrichs des Löwen: Schon längst zu Geld gemacht? Eine der kostbarsten Handschriften der Welt anscheinend spurlos verschwunden. In: Die ZEIT vom 6. Mai 1977 Nr. 20 S. 59.

¹⁴ Die umfangreichste Bearbeitung bei E. Krüger, Die Schreib- und Malwerkstatt der Abtei Helmarshausen bis in die Zeit Heinrichs des Löwen, Bd. 2 (1972) S. 768 f. R. Haussberr, Zur Datierung des Helmarshausener Evangeliers Heinrichs des Löwen, in: Zs. des deutschen Vereins für Kunstwissenschaft 34 (1980) S. 3 ff.

telalterliche Handschrift gezahlt wurde, von Land Niedersachsen aufgekauft worden, um der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel übergeben zu werden. Durch eine Überfülle von Publikationen, die sich nun mit ihr beschäftigten, durch eine Faksimile-Ausgabe, durch zahllose Abbildungen wurde ihre bestimmt nicht geringe Bedeutung ins Unermeßliche hinaufgespielt, noch ehe sie 1985 in einer Ausstellung des Landes Niedersachsen in Braunschweig, in die sie als Hauptattraktion eingebaut wurde, erstmals der Öffentlichkeit vorgestellt werden konnte. Was Baden-Württemberg im Alten Schloß zu Stuttgart inszeniert hatte, wiederholte sich im Umkreis der Burg Dankwarderode unter welfischem Vorzeichen: Heinrich der Löwe wurde zum Ahnherrn dieses ebenfalls nach dem 2. Weltkrieg aus den verschiedensten historischen Bestandteilen zusammengewürfelten Bundeslandes. Mit den 28 Millionen, die das Evangeliar gekostet hatte, erkaufte man sich ein Stück staatlicher Identität eines Bundeslandes¹⁵.

Wiederum hat der Historiker nicht zu kritisieren, sondern zu analysieren. Auch hier ist aus einer politischen Forderung ein historisches Ergebnis geworden, noch ehe die Forschung das letzte Wort gesprochen hatte. Verständlicherweise gab es auch hier Probleme, beginnend mit dem Evangeliar selbst. Schwierigkeiten gab es auch mit dem Raum. Waren für Baden-Württemberg die „italienischen Staufer“ schwer zu integrieren gewesen¹⁶, so war es für Niedersachsen das geteilte Deutschland, das es verhinderte, mit der gleichen Unbefangenheit nach Quedlinburg, Halberstadt, Merseburg und Magdeburg zu blicken, mit der man den engeren herzoglichen Machtbereich Heinrichs des Löwen überschaute. In diesem Fall war die politische Realität stärker als das einheitliche Geschichtsbild, das man so gerne vorgeführt hätte.

Es wäre verführerisch, dieses Thema noch etwas auszuweiten und die österreichische Babenberger-Ausstellung von 1975 und die Münchner Wittelsbach-Ausstellung von 1978 einzubeziehen: mit den Babenbergern in Lilienfeld hatte alles begonnen¹⁷, das bayerische Unternehmen war die umfanglichste Ausstellung dieser Art, ein Längsschnitt durch 600 Jahre bayerischer Geschichte im Zeichen der Wittelsbacher¹⁸. Die Salier in Rheinland-Pfalz werden 1990 folgen. Doch es geht hier um die Staufer und Welfen, denen als tertium comparationis die Zähringer beigesellt werden sollten. Denn die Ausstellungen in Stuttgart und Braunschweig haben fast so etwas wie den staufisch-welfischen Dualismus, wie ihn die natio-

¹⁵ Ohne die neueste Lit. (einschl. Faksimileausgabe) hier im Einzelnen behandeln zu wollen, sei verwiesen auf den Katalog der Landesausstellung Niedersachsen 1985 „Stadt im Wandel“ Bd. 2 S. 1169–1174 Nr. 1026 (Renate Kroos); vgl. jetzt O. G. Oexle, in diesem Beitrag S. 56 ff., mit weiteren Belegen.

¹⁶ In der Stauferausstellung bestand der „italienische“ Anteil vorwiegend in den sachbezogenen Abschnitten „Handschriften“ bzw. „Skulptur“ und „Kameen“, jeweils aus dem „Umkreis Friedrichs II.“ in Apulien und Sizilien: Katalogband der Stauferausstellung (1977) S. 645 ff. Im Aufsatzband war Italien vertreten durch C. A. Willemsen, Die Bauten Kaiser Friedrichs II. in Süditalien (Band III des Katalogs, 1977) S. 143 ff.

¹⁷ 1000 Jahre Babenberger in Österreich. Niederösterreichische Jubiläumsausstellung im Stift Lilienfeld 1976 (= Katalog des Niederöstr. Landesmuseums NF 66, bearb. von K. Gutkas, E. Zöllner u. a., Wien 1976).

¹⁸ Wittelsbach und Bayern, 3 Bände (5 Teile), hrsg. von Hubert Glaser (München-Zürich 1980).

nale Geschichtsforschung des 19. Jahrhunderts nachgezeichnet hat, wieder aufleben lassen: hier das staufische Imperium mit seinem nach Süden, über die Alpen gerichteten politischen Willen, dort der „welfische Staat“ Heinrichs des Löwen, jenes Realpolitikers, der willens war, sich von der romantischen Italiensehnsucht seines schwäbischen Veters loszumachen¹⁹. Kaum war man, mit dem Ende des 2. Weltkrieges, von solchen Vorstellungen losgekommen, da standen sie erneut im Raum, als man in Schwaben die Staufer, in Niedersachsen die Welfen jeweils ganz und ausschließlich für sich in Anspruch nahm. Wäre es da nicht besser gewesen, Barbarossa in seinem universalen Anspruch zu erkennen und ihm jenen Heinrich den Löwen entgegenzustellen, der ihm in Schwaben und Bayern an Macht und an Reichtum gleichkam? War Barbarossa nicht ebenso „Welfe“ wie Heinrich?

Man sollte an dieser Stelle die Zähringer einbeziehen. Im Jahre 1960 gab es in Thun eine der „Zähringern“ gewidmete Ausstellung — noch bescheidener als es die heutigen sind —, mit der dokumentiert wurde, wie stark in der Schweiz die Erinnerung an die „Zähringer“ geblieben war. Von Bern hat man dies immer schon gewußt, denn das Berner Stadtrecht ist mit den Zähringern so eng verbunden, daß die Zähringergeschichte um den letzten Berthold (V.) zu einem Bestandteil der Stadtgeschichte und damit der städtischen Identität wurde²⁰. Doch auch in Fribourg, Murten, Thun, Olten und Burgberg kultivierte man das Wissen um eine zähringische Vergangenheit, und als Freiburg im Breisgau nach den Zerstörungen des 2. Weltkrieges die Berner und Murtener Arkadenbauweise im planmäßigen Straßensystem der Innenstadt nachahmte, wurde der „Typ der Zähringerstadt“ zu einem kaum mehr zu widerlegenden Klischee für Wissenschaftler und Laien²¹.

Es ist kein Zufall, daß nach dem 2. Weltkrieg, als in Süddeutschland die Gemeinsamkeit mit der Schweiz gesucht wurde, jener sich vom Schwarzwald bis in die Alpen erstreckende Raum, in dem Theodor Mayer den „Staat der Herzoge von Zähringen“ verwirklicht sah²², als Zähringerlandschaft neu entdeckt wurde. Die „Zähringer-Studien“, die Theodor Mayer und sein Schüler Heinrich Büttner, die

¹⁹ K. Jordan, Heinrich der Löwe. Eine Biographie (München 1979) S. 264 ff.; G. Schildt, Heinrich der Löwe im Geschichtsbild des 19. und 20. Jahrhunderts, in: Heinrich der Löwe, hrsg. von Wolf-Dieter Mohrmann (Göttingen 1980) S. 482 ff.

²⁰ Die Frage der Berner Handfeste, die nach dem 1953 erschienenen Buch von Hans Strahm, Die Berner Handfeste, endgültig geklärt schien, ist erneut infrage gestellt worden durch P. Zinsmaier, Zur Kritik der Berner Handfeste, in: ZGO 111 (1963) S. 95 ff. und bedarf weiterer Untersuchung. Unberührt davon ist die Frage der Berner Stadtgründung durch die Zähringer; vgl. etwa H. Strahm, Studien zur Gründungsgeschichte der Stadt Bern (Bern 1935) S. 69 ff. Zur Systematik der zähringischen Stadtgründung, ebd. S. 79, sind die unten zu zit. neueren Arbeiten, vor allem von B. Schwineköper, zu beachten. Zu Thun vgl. Paul Hofer, Die Zähringerstädte (Thun 1964), und ders., Die Stadtanlage von Thun. Burg und Stadt in vorzähringischer Zeit (Thun 1981).

²¹ Zusammengefaßt bei E. Hamm, Die Städtegründungen der Herzoge von Zähringen in Südwestdeutschland (Freiburg 1932); zuletzt B. Schwineköper, Beobachtungen zum Problem der „Zähringerstädte“, in: Schauinsland 84/85 (1966/67) S. 79 ff. und Ders., Zur Problematik von Begriffen wie Stauferstädte, Zähringerstädte und ähnlichen Bezeichnungen, in: Südwestdeutsche Städte im Zeitalter der Staufer (1980) S. 95 ff.

²² Der Staat der Herzoge von Zähringen (1935), Ndr. in: Mittelalterliche Studien. Ges. Aufs. von Th. Mayer (1959) S. 350 ff.

Hektor Ammann und Paul Kläui erarbeitet haben, zeigen das Bemühen um ein neues Geschichtsbild²³, das natürlich auch politisch motiviert war: die demokratische Tradition in Süddeutschland und der Schweiz auf eine gemeinsame Wurzel zurückzuführen, die fast bis in die Zeit der Zähringer zurückreichte. Hätte es damals — eine der Utopien der unmittelbaren Nachkriegsjahre — eine „schwäbisch-alemannische Demokratie“ gegeben, so wäre diese ohne die Erinnerung an die Zähringer nicht ausgekommen²⁴. Der Identifikationsversuch scheiterte jedoch, weil Landesgrenzen die Zähringerlandschaft durchschnitten, deren neuzeitliche Geschichte, trotz aller Gemeinsamkeiten und Berührungen, sich im Zuge moderner Staatlichkeit auseinanderentwickelt hatte. Schließlich ist ja auch das Elsaß nur am Rande in die südwestdeutsche „Stauferideologie“ von 1977 einbezogen worden²⁵.

Wenn in diesem Jahr eine Freiburger Zähringer-Ausstellung — sicher bescheidener als die oben genannten — auf sich aufmerksam machen wird, so sollte sie gerade von dieser Erkenntnis profitieren, daß nämlich die Bindung an ein politisches Konzept den Blick für wesentliche historische Fragen verstellt. Heinrich Büttner hat dies am konsequentesten in vielen einschlägigen Arbeiten vertreten, wenn er „Staufer und Welfen“, „Staufer und Zähringer“ als bestimmende Faktoren im politischen Kräftespiel einer Landschaft aufgezeigt hat²⁶. Dies hätte auch im Historischen Atlas von Baden-Württemberg zum Ausdruck kommen sollen, wo eine gemeinsame Karte für Staufer, Welfen und Zähringer vorgesehen war: die darstellerischen Schwierigkeiten waren dann freilich zu groß, als daß die gemeinsame Kartierung hätte gelingen können²⁷.

²³ Die verschiedenen Aufsätze von H. Büttner sind zusammengefaßt in dem Sammelband: Schwaben und Schweiz im frühen und hohen Mittelalter, ges. Aufsätze von Heinrich Büttner (= Vortr. und Forsch. 15, 1972), insbes. S. 437 ff. sowie S. 143 ff.; P. Kläui, Zähringische Politik zwischen Alpen und Jura, in: Alemannisches Jahrb. 1959 S. 92 ff.; Ders., Zürich und die letzten Zähringer, in: Aus Verfassung und Landesgeschichte. Festschr. Th. Mayer (1955) Bd. II S. 93 ff. H. Ammann, Zähringer Studien, in: Zeitschr. für Schweiz. Geschichte 24 (1944) S. 352 ff.

²⁴ Vgl. etwa Carlo Schmid, Erinnerungen (1979) S. 229, der diese „alpenländische Union“ zu beiläufig abtut; als eine typische Erscheinung der Nachkriegsdiskussion sollte sie ernster genommen werden. Vgl. auch G. Nüske, Bildung des Südweststaates, in: M. Gögler — G. Richter (Hg.), Das Land Württemberg-Hohenzollern, 1945—1952 (Sigmaringen 1982) S. 397. „Schwäbisch-alemannische Demokratie“ ist der Titel eines Buches von Otto Feger (Konstanz 1946), insbes. S. 19 f. Den bei Kriegsende am Bodensee lebenden Historikern kommt im Rahmen dieser kurzlebigen politischen Bewegungen eine wichtige Rolle zu, deren Bedeutung noch zu untersuchen bliebe.

²⁵ Schwarzmaier (wie Anm. 1) S. 532. Die weitgehende Aussparung des Elsaß, das allenfalls in die damals erschienenen Bildbände einbezogen wurde, hatte sicherlich politische Gründe.

²⁶ Vgl. vor allem Büttners Aufsatz: Staufer und Zähringer im politischen Kräftespiel zwischen Bodensee und Genfer See während des 12. Jahrhunderts, in dem Anm. 23 gen. Sammelband S. 437 ff. Vgl. auch die Karte bei K. Schmid, Graf Rudolf von Pfullendorf und Kaiser Friedrich I. (Freiburg 1954) S. 104 f. nach Vorarbeiten von Th. Mayer und H. Ammann, in umgearbeiteter Form in meinem Anm. 13 zit. Buch S. 52.

²⁷ Die von mir bearb. Karte V,3 des Histor. Atlas von Baden-Württemberg „Hochadelsbesitz im 12. Jahrhundert“ (1974) betrifft die Zähringer und Welfen; die 1977 erschienene Stauferkarte V,4 wurde von F. Vollmer bearbeitet.

Staufer, Welfen und Zähringer, dies ist ein Programm, das nicht nur im Kartenbild kaum auszudrücken ist. Dort überschneidet und überlagert es sich in vielerlei komplizierten Besitz- und Herrschaftsformen. Dabei weist es über Schwaben hinaus und umgreift das Spannungsfeld von Landesgeschichte und Reichsgeschichte (K. Schmid). Zugleich spricht unser Thema eine geschichtliche Situation an, die im heutigen Südwestdeutschland für zwei Jahrhunderte zum Leitmotiv geworden ist. Für ein starkes Jahrhundert, vielleicht von 1079 bis 1198, enthält es die ganze Geschichte Schwabens, ehe sich die Kräfte Aller erschöpften — auch durch den Kampf gegeneinander²⁸. Die Staufer scheinen die Sieger zu sein, doch hätte der Zähringer Berthold 1198 energischer um das Königtum gestritten, hätte sich der Welfe Otto IV. 1212 gegen Friedrich II. durchgesetzt, dann hießen vielleicht auch die Regierungsjahre Barbarossas und seiner Söhne „Zähringer-“ oder „Welfenzeit“. Dieser Weg der drei Adelsgeschlechter zum Königtum braucht hier nicht ausgeführt zu werden, doch darf man betonen, daß nicht nur die Anfänge, sondern auch der gemeinsame Schlußakkord — im Thronstreit von 1198, der sie in Konkurrenz zueinander setzte, — für alle drei Dynastien auf einer vergleichbaren Ebene endete. Warum dies dann in späterer Zeit so verschieden bewertet wurde, dies bleibt noch zu erörtern.

*

Es scheint, daß das 19. Jahrhundert eine Lösung parat hatte für Fragen, die den Miterlebenden, also den Zeitgenossen Barbarossas, keineswegs klar waren. Die Forschung freilich hat sich den uns beschäftigenden Familien auf eine ganz verschiedene Weise genähert, und dies hat einen einfachen Grund. Adelsgenealogie ist zunächst Ausfluß fürstlicher Genealogie, und diese hat als Hofgenealogie der regierenden Häuser als eigene Wissenschaft geblüht, lange bevor die strenge Methodik der modernen Geschichtswissenschaft geboren war. Für uns ist festzuhalten, daß es keine Hofgenealogie eines regierenden Fürstenhauses gab, das sich mit den Staufern beschäftigte, da sich keine Familie Europas im Mannesstamm auf die Staufer zurückzuführen vermochte. Mit Konradin, Enzio und Manfred ging der staufische Mannesstamm zu Ende, eine Generation später versickerte er auch in weiblicher Linie, und die Gegner der Staufer taten alles, um die staufischen Erben gar nicht erst mit Herrschaftsgedanken zu befassen²⁹. Am ehesten kristallisierten sie sich bei den Markgrafen v. Meißen, Heinrich und Friedrich, den Söhnen einer Stauferin Margarethe, Tochter Kaiser Friedrichs II. Friedrich v. Meißen ist der Vorfahr aller späteren Wettiner, also auch der bis 1918 regierenden albertinischen Linie des sächsischen Königshauses sowie der ernestinischen Linie von Sachsen-Coburg-Gotha und Sachsen-Weimar-Eisenach; die heutigen Königshäuser von England und Belgien führen demnach noch einen Tropfen staufischen Blutes³⁰. Indessen bleibt dies für unsere Frage irrelevant: die Struktur des europäischen Hoch-

²⁸ Am konsequentesten dargestellt von K. Weller, *Geschichte des schwäbischen Stammes bis zum Untergang der Staufer* (1944).

²⁹ Die Stammtafeln sind vielerorts zusammengestellt, gemeinsam greifbar in *Isenburgs Europäische Stammtafeln*, hg. von F. Baron Freytag v. Loringhoven Bd. 1 (1975) Tafeln 5 (Staufer), 11 (Welfen) und 82 (Zähringer).

adels läßt ohnehin ein Verwandtschaftsgeflecht konstruieren, in das Jeder einbezogen ist.

Wichtig wäre dies alles geworden, wenn etwa der sächsische Kurfürst Friedrich der Weise sein Kaisertum — das er indessen abgelehnt hat — darauf aufgebaut hätte, der Erbe und Nachkomme Friedrich Barbarossas und Friedrichs II. zu sein, wenn eine von Sachsen ausgehende Stauferforschung die geschilderten Verbindungslinien ausgezogen hätte³¹. So bleibt es jedoch bei der Feststellung, daß es keine dynastisch bestimmte Stauferforschung gegeben hat^{31a}. Dabei sind natürlich die Geschichtsschreiber des höfisch-barocken Zeitalters bei ihren dem eigenen Herrscherhaus zugewandten Bemühungen auch auf die Staufer gestoßen wie Gottfried Wilhelm Leibniz, dem wir gleich bei den Welfen begegnen werden, und sein italienischer Kollege und Korrespondenzpartner Lodovico Antonio Muratori³². Doch ist daraus keine staufische Geschichtsschreibung erwachsen; es gab ja auch keinen Auftraggeber dafür. Denn auch Johann Daniel Schoepflin, der die „Dynastia Staufensis“ im Rahmen seiner „Alsatia Illustrata“ abhandelte, tat dies nicht aus dynastischem Interesse³³ und ebensowenig der Göttinger Rechtsgelehrte Heinrich Christian Senckenberg, der 1753 eine Abhandlung „de origine familiae Staufensis“ verfaßte³⁴. Im Rahmen von Johann Reinhard Wegelins „Thesaurus rerum Suevicarum“ (2. Band, 1757) findet sich die von Johann David Koeler erarbeitete „Genealogia familiae augustae Stauffensis“³⁵. Dies alles sind Vorarbeiten zu Forschungen, die unter den verschiedensten Aspekten betrieben wurden; erst Friedrich von Raumers „Geschichte der Hohenstaufen und ihre Zeit“ von 1823—25 leitete die eigentliche Stauferforschung ein, gleichzeitig jedoch auch die Mythisierung der staufischen Könige, an denen sich die unterschiedlichsten Ideologien orientierten³⁶. Auch Christoph Friedrich Stälin, der 1847 die Staufer in den Mittelpunkt seines 2. Bandes der „Württembergischen Geschichte“ stellte, ist nicht ganz

³⁰ F. Vollmer, Reichs- und Territorialpolitik Kaiser Friedrichs I., Diss. phil. Freiburg 1951 (masch.).

³¹ Stammtafeln (wie Anm. 29) Taf. 45. O. Posse, Die Wettiner. Genealogie des Gesamthauses Wettin (1897); K. A. Eckhardt, Die Herkunft der Wettiner (Witzenhausen 1963).

^{31a} Zur Geschichtsschreibung zwischen Spätmittelalter und Barock vgl. das Anm. 4 zit. Buch von A. Borst S. 74 ff.

³² Der berühmte Briefwechsel zwischen Muratori und Leibniz über die Welfen und das Haus Este wurde von Leibniz in Band III seiner Scriptorum Brunsvicensia illustrantium (1711) gedruckt, Vgl. M. Campori, Corrispondenza tra Lodovico Antonio Muratori e G. Leibniz, conservata nella Biblioteca di Hannover (Modena 1892); enthält den umfangreichen Briefwechsel über die Welfen und das Haus Este von 1708—1716. Vgl. insbes. Nr. XXXVI S. 117 ff. zu Welf IV. „De Welfone IV et eius linea, ex qua Brunsvicenses Duces.“

³³ J. D. Schoepflin, Alsatia Illustrata tom. II (Colmar 1761) S. 547 mit Stammtafel.

³⁴ Zu Senckenberg vgl. ADB 34 (1892) S. 1 f.

³⁵ Jo. David Koeler, Diss. XV genealogiae familiae augustae Stauffensis, in: J. R. Wegelin, Thesaurus rerum Suevicarum vol. II (Lindau 1757) S. 190 ff.

³⁶ Zu Raumer vgl. die von A. Milatz eingeleitete Taschenbuchausgabe der „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit“ (1977) S. X ff. In dieser gekürzten Ausgabe (nicht bei ihren Vorgängern) ist das 1. Kapitel überschrieben mit „Hohenstaufen, Zähringer, Welfen“.

frei von solchen ideologischen Ansätzen, denn sein dem württembergischen Königshaus gewidmetes Werk läßt die im 3. Band konzipierte Geschichte des Hauses Württemberg aus der Staufergeschichte des 2. Bandes herauswachsen³⁷. Indessen war Stälin, dessen Werk zu den größten Forscherleistungen des 19. Jahrhunderts gehört, Wissenschaftler genug, um gar nicht erst den Versuch zu machen, die Württemberger als Fortsetzer staufischer Reichspolitik anzusehen: allenfalls das Vortreitrecht der Schwaben im Heerbann des Königs wirkte in der schwäbischen Dichtung des 19. Jahrhunderts nach, nachdem es 1802 dazu hatte dienen müssen, die württembergische Kurwürde zu untermauern³⁸. Schließlich war ja auch der Hohenstaufen ein württembergischer Berg geworden, auch wenn man mit den Überresten der Stauferburg nicht gerade behutsam umging³⁹.

Ein völlig anderes Bild ergibt sich, wenn man die Geschichtsschreibung der Welfen betrachtet. Denn das welfische Haus, die Nachkommen Heinrichs des Löwen, lebte in zahlreichen fürstlichen Linien fort, und dies bestimmte die Tendenz und die Themen ihrer Hofgenealogie. Dies ist so häufig und eindringlich dargestellt worden, daß es an dieser Stelle nur angesprochen, jedoch nicht in allen Details nachgezeichnet werden muß⁴⁰. 1685 erhielt Gottfried Wilhelm Leibniz in Hannover den Auftrag, die Geschichte des Welfenhauses zu schreiben⁴¹. Er übernahm ihn als einer der größten Universalgelehrten seiner Zeit, dem es nicht darauf ankommen konnte, eine Hausgeschichte zu verfassen, indem er genealogische Hypothesen aneinanderreichte und ihre Relevanz durch neue Quellenfunde erwies, dies alles mit dem Ziel, den Glanz des Fürstlichen Hauses seiner Auftraggeber zu erhöhen. Vielmehr hatte sich für ihn die Welfengeschichte einzuordnen in den Kontext universaler Geschichtsabläufe, denen die formende Hand des Gelehrten Ordnung und Ziel zuwies. Aber natürlich stand Leibniz das Instrumentarium einer Gelehrtenzunft zu Gebote, in der er sich als führender Kopf, als Prinzeps fühlen durfte, und wen er mit seiner Korrespondenz beehrte, wen er um Hilfe anging, der mußte sich geehrt fühlen, von ihm gefragt zu werden. Daß ihm die Archive und vor allem Bibliotheken aller welfischen Linien, in Hannover selbst, in Braunschweig und Wolfenbüttel zu Gebote standen, die Vorarbeiten Anderer und die Mitarbeit subalternen Kräfte, entsprach seinem gelehrten Rang und dem seiner Auftraggeber⁴². Die Leitung der Wolfenbütteler Bibliothek wurde ihm 1691 übertragen.

³⁷ C. F. Stälin, *Württembergische Geschichte* Teil 3 (1856) S. 12 ff. (Einsetzen mit der Schilderung Schwabens beim Tod Konradins) und S. 46 ff. (Die Grafen v. Württemberg nach 1265).

³⁸ P. Sauer, *Der schwäbische Zar* (Ulm 1984) S. 192.

³⁹ H. Maurer, *Der Hohenstaufen. Geschichte der Stammburg eines Kaiserhauses* (Stuttgart/Aalen 1977) S. 151.

⁴⁰ M. Hamann, *Überlieferung, Erforschung und Darstellung der Landesgeschichte in Niedersachsen*, in: *Geschichte Niedersachsens*, hrsg. von H. Patze Band 1 (1977) S. 47 ff.

⁴¹ G. Scheel, *Leibniz als Historiker des Welfenhauses*, in: *Leibniz, sein Leben, sein Werk, seine Welt*, hrsg. von W. Totok und C. Haase (1966) S. 243 ff. und *Ders., Leibniz und die deutsche Geschichtswissenschaft um 1700*, in: *Histor. Forschung im 18. Jahrhundert*, hrsg. von K. Hammer und J. Voss (Bonn 1976) S. 82 ff.

⁴² Vgl. in den Anm. 41 gen. Sammelband „*Hist. Forschung im 18. Jahrhundert*“ vor allem A. Kraus, *Die Geschichtswissenschaft an den deutschen Akademien des 18. Jahrhunderts*, ebd. S. 236 ff., 240.

Es ist schwer, das Geplante, Konzipierte, die Früchte des unerschöpflichen und universalen Leibniz'schen Geistes in Beziehung zu setzen zu dem, was zu seiner Zeit und unmittelbar danach erschienen ist. Leibniz selbst ist mit seinen historischen Forschungen nicht weit gekommen, und seine Nachfolger haben kaum das Material bewältigt, das ihnen zugeflossen ist, geschweige denn dessen Darstellung. In den *Scriptores rerum Brunsvicensium*, in 3 Bänden 1707—11 erschienen, wurde es zum Quellenkompendium, und nur dem Fleiß von Christian Ludwig Scheidt war es schließlich zu verdanken, daß mit den „*Origines Guelphicae*“, einem 1750—53 erschienenen 4bändigen Werk, doch noch eine bis ins 13. Jahrhundert reichende Geschichte des Welfenhauses erscheinen konnte⁴³.

Es fragt sich, was man von den an den welfischen Höfen entstandenen Werken mehr bewundern soll, den großen Ansatz eines Universalgelehrten, der die Geschichte des fürstlichen Hauses in einen weiten Zusammenhang historischer Reflexion integrieren konnte, oder die Fülle der gelehrten Sammlungen, an deren Zustandekommen die bedeutendsten Gelehrten des 18. Jahrhunderts mitgewirkt haben und die unmittelbar in das Unternehmen der *Monumenta Germaniae Historica* einmündeten, an dem der hannoversche Bibliothekar Gustav Heinrich Pertz maßgeblichen Anteil hatte⁴⁴. Für die Welfengeschichte warf dies alles nur Nebenfrüchte ab, zumindest im Sinne der Auftraggeber und Mäzene. Sie bestehen in dem Wissen darum, daß das Welfenhaus über eine ununterbrochene genealogische Kontinuität verfügt, die von Welf I., dem in der *Historia Welforum* als Stammvater der Familie herausgestellten „Spitzenahn“, über den aus dem Hause Este kommenden Welf IV., über Heinrich den Löwen eine durchgehende Linie bis ins 19. und 20. Jahrhundert reicht, ein tausend Jahre überblickendes Adelsbewußtsein, wie es sonst kaum eine fürstliche Familie nachweisen konnte. Allenfalls bei den Zähringern wäre es in ähnlicher Weise konstruierbar gewesen, wenn man dies so erkannt hätte. Indessen ging dort die Geschichtsforschung zunächst andere Wege.

Denn die Zähringer sind 1218 ausgestorben, und ihre Erben — über die Schwestern des letzten Herzogs von Zähringen —, die Grafen von Kiburg und die Grafen v. Freiburg-Fürstenberg, lebten nur in den Fürsten von Fürstenberg weiter, die zu den mediatisierten Häusern des 19. Jahrhunderts gehören sollten⁴⁵. Die Markgrafen v. Baden hingegen, die Nachkommen der von dem Zähringer Berthold I. abstammenden „Hermanne“, fühlten sich zunächst nicht als Zähringer, sondern eben als „Badener“, allenfalls als Markgrafen von Verona⁴⁶. Welche genealogischen Möglichkeiten damit verbunden waren, die Zähringer als ihre Vorfahren anzusehen, dies ahnte man zunächst nicht und suchte lieber die verwandt-

⁴³ G. Scheel, Braunschweig-Lüneburgische Hausgeschichtsschreibung im 18. und 19. Jahrhundert im Anschluß an das historiographische Erbe von G. W. Leibniz, in: Beitr. zur niedersächs. Landesgeschichte. Zum 65. Geburtstag von H. Patze hg. von D. Brosius und M. Last (1984) S. 220 ff.

⁴⁴ W. Ohnsorge, Georg Heinrich Pertz und die Landesgeschichte, in: Hist. Jahrb. 74 (1955) S. 459.

⁴⁵ K. S. Bader, Der deutsche Südwesten in seiner territorialstaatlichen Entwicklung (1950; 1978) S. 115 ff.

⁴⁶ H. Schwarzmaier, Die Markgrafen und Großherzöge von Baden als Zähringer, in: Die Zähringer. Eine Tradition und ihre Erforschung, hrsg. von K. Schmid (1986) S. 202.

schaftliche Verbindung zum habsburgischen Kaiserhaus, als den tatsächlichen Ursprüngen des eigenen Mannesstammes nachzuforschen. Dies tat erst Johann Daniel Schoepflin, der von Markgraf Karl Friedrich von Baden den Auftrag erhalten hatte, die Geschichte seines Hauses darzustellen⁴⁷, und den zähringischen Ursprung des badischen Hauses erkannte er erst im vollen Maße, als ihm die Archivalien des Klosters St. Peter zugänglich wurden, von denen man in Karlsruhe, Durlach und Rastatt bisher keine Kenntnis gehabt hatte⁴⁸. Die Erkenntnisse Schoepflins, in seiner 1763—66 erschienenen *Historia Zaringo-Badensis* niedergelegt, kamen noch rechtzeitig, um von den Badenern in politische Münze umgewechselt werden zu können: der Titel „Herzog von Zähringen“, den Karl Friedrich 1802 als Kurfürst annahm, diente dazu, seinen Anspruch auf den Breisgau zu bekräftigen⁴⁹. Auf der Basis der Schoepflin'schen Forschungen hat Karl Friedrich die Zähringerabkunft seines Hauses zu einem politischen Programm gesteigert: die Großherzöge von Baden wurden zum „Haus der Zähringer“. Hatte schon Schoepflin gezeigt, welche Möglichkeiten in diesem Titel begründet lagen, der den schwer definierbaren, aber doch höchst vornehmen Titel eines „Rektors von Burgund“ enthielt, so erkannte man in weiteren Forschungen des 19. Jahrhunderts, daß die Zähringer mehr waren als eine der vielen Grafenfamilien des Hochmittelalters. Vor allem die Zähringergeschichte von Eduard Heyck, im Auftrage der Badischen Historischen Kommission zu Ehren des regierenden Hauses geschrieben, machte deutlich, daß auch die Zähringer über eine tausendjährige Genealogie verfügten, die nicht weniger spektakulär begann als diejenige der Welfen⁵⁰. Wären die Nachkommen der Zähringer, Welfen und Staufer im beginnenden 20. Jahrhundert unter Zuhilfenahme der nun zur Verfügung stehenden wissenschaftlichen Genealogie in einen Wettbewerb getreten, wer die vornehmste und älteste Vorfahrenreihe besitze, so hätten die Zähringer dabei nicht schlecht abgeschnitten⁵¹.

Diese Frage ist heute irrelevant geworden. Zumindest ist dies alles zum rein akademischen Problem geworden, nachdem die fürstlichen Mäzene ihre politische Rolle ausgespielt hatten und keinen Historiker mehr dazu bewegen konnten, ihren Vorfahren nachzuforschen. Die moderne Genealogie hat aus wissenschaftlichem Interesse an diesen Fragen weitergearbeitet und hat auch nach 1918 neue Stammtafeln erarbeitet, die sicherlich in vielem richtiger sind als diejenigen älterer Perioden⁵². Paradoxerweise sind wir damit in unserer historischen Erkenntnis nicht

⁴⁷ J. Voss, Universität, Geschichtswissenschaft und Diplomatie im Zeitalter der Aufklärung: Johann Daniel Schoepflin 1694—1771 (Münch. 1979) S. 272.

⁴⁸ Ebd. S. 276.

⁴⁹ Wie Anm. 46 S. 206.

⁵⁰ E. Heyck, Geschichte der Herzoge von Zähringen (1891) S. 3: „Das zähringische Haus hat die Berechtigung, sich an Alter, damit ist gemeint an frühzeitiger Bedeutung und Macht jedem in Europa regierenden Mannesstamme voranzustellen.“

⁵¹ Im Sinne des Zitats von Heyck (S. 50), der sicherlich, ohne dies im Einzelnen mit genealogischen Hypothesen auszufüllen, die Abkunft der Zähringer vom alemannischen Herzogshaus der „Alaholfinger“ im Auge hatte; vgl. hierzu vor allem H. Jänichen, Baar und Huntari, in: Grundfragen der alemannischen Geschichte. Mainuvorträge 1952 (= Vorträge und Forschungen Band 1, 1955) S. 83 ff., insbes. Tafel 2 S. 150. Jetzt auch M. Borgolte, Geschichte der Grafschaften Alemanniens in fränkischer Zeit (1984) S. 162 ff.

⁵² Vgl. die Anm. 29 gen. Stammtafeln oder diejenigen des Anm. 4 gen. Stauferkatalogs.

unbedingt weitergekommen. Denn unser heutiges Wissen um genealogische Zusammenhänge mag noch so richtig sein, es ist jedoch dort irreführend, wo es dem Wissen — also dem Selbstbewußtsein — der früher lebenden Menschen widerspricht. Mit anderen Worten, eine völlig neue und absolut richtige genealogische Erkenntnis bleibt nichtssagend, wenn sie den Früheren nicht bewußt war.

Oder konkret gesagt: der schlüssige wissenschaftliche Nachweis, daß die Staufer im Mannesstamm direkte Nachkommen Karls des Großen waren, hätte kein Gewicht angesichts der Tatsache, daß die Staufer dies nicht von sich behauptet haben. In diesem Sinn öffnet die Frage nach dem Selbstverständnis der Welfen, Zähringer und Staufer den Blick für die eigentlichen Denkformen und damit die Geschichte ihrer Zeit.